

Ich bin eine Mörderin, das ist so

Wie der Wunsch zu leben gegen Leben sprechen kann. Ein Porträt

Marina Schulte ist 33, als sie endlich schwanger wird. Kurz vor der Hochzeit hat es noch geklappt, so sehr wünschen sie und ihr künftiger Mann sich ein Kind. Eine Tochter, Franziska Marie soll sie heißen, nach den beiden Großmüttern – da haben sie echt Glück mit den Namen. „Es ist ein ganz schönes Kind“, sagt der Gynäkologe beim Ultraschall.

Der freie Fall beginnt mit einem Fax: „Bitte setzen Sie sich umgehend mit der Praxis in Verbindung.“ Franziska Marie leidet am Down-Syndrom, außerdem fehlen ihr zwei Herzklappen. Ergebnis einer Interpunktion spät in der Schwangerschaft. Der Arzt, der die Untersuchung gemacht hat, sagt: „Das Kind ist sehr stark behindert.“

Kann ich das schaffen?

Marina Schulte ist im sechsten Monat – und muss sich jetzt innerhalb von einer Woche entscheiden. Zusammen mit ihrem Mann, natürlich, aber letztlich muss sie die Entscheidung treffen. Sie trägt Franziska Marie in sich, spürt sie schon treten. Sie hat sich so auf ihre Tochter gefreut. Sie betet zu Gott, dass er sie holt und ihre Tochter verschont. Und fragt sich jetzt: Kann ich das schaffen, ein Leben mit Franziska Marie?

Sie und ihr Mann lieben das Leben, sind viel unterwegs, auf Konzerten, im Urlaub, radeln, gehen essen. Sie arbeiten auch gerne und viel. Sie lieben Leben in Bewegung – können sie Stillstand aushalten? Ihre Tochter müsste sofort nach der Geburt operiert werden. Falls sie überlebt, bliebe sie ihr Leben lang pflegebedürftig. In jedem Moment. Marina Schulte ahnt: „Ich kann das nicht, ich bin nicht stark genug. Der immerwährende Stillstand würde mich um den Verstand bringen. Die Verantwortung! Mit mir darf nichts passieren, nicht einmal eine Grippe. Ich kann nicht einmal ruhigen Gewissens irgendwann sterben.“ Denn wer kümmert sich dann? Sie fürchtet das Ende anderer Beziehungen, vielleicht auch der zu ihrem Mann. Und sie fürchtet, die Hoffnung auf ein gesundes Kind aufgeben zu müssen, wenn Franziska Marie alle Zeit und alle Aufmerksamkeit braucht.

Weggeben würde Marina Schulte ihr Kind niemals. Sie sieht nur zwei Möglichkeiten: ihr eigenes Leben zu opfern – oder das ihrer ungeborenen Tochter.

Neun Tage im Kreißsaal

Im Krankenhaus bekommt sie alle vier Stunden ein Zäpfchen in die Gebärmutter. Das soll Kontraktionen auslösen, die das Baby töten. 16 Zäpfchen. Franziska Marie lebt noch. Marina Schulte will sie nicht loslassen, hofft immer noch, im falschen Film zu sein. Dass plötzlich jemand umschaltet – und sie eine gesunde Tochter bekommt. Ein Katheter wird gelegt, anderes probiert. Marina Schulte liegt neun Tage im Kreißsaal, drei davon ist ihre Tochter schon tot in ihrem Bauch. In den Zimmern um sie herum werden gesunde Babys geboren. Die Schwestern werden gereizt: „Jetzt machen Sie mal ein bisschen schneller.“ Die Hölle. Marina Schulte erlebt die Geburt, vollgepumpt mit Schmerzmitteln, wie unter Drogen. Als Franziska Marie endlich draußen ist, trägt eine Schwester sie in der Pipischale fort. Die Totgeborene ist unter 500 Gramm schwer – und wird verbrannt. Im Krankenhaus wird vorher noch

ein Foto von ihr gemacht. Marina Schulte hat es sich bis heute nicht angesehen: „Das würde ich nicht verkraften.“

13 Jahre später. Marina Schulte heißt eigentlich anders. Sie hätte Angst, wenn hier ihr echter Name steht. Nicht, weil sie nicht zu ihrer Geschichte steht; nicht, weil sie nicht darüber sprechen möchte. Das tut sie ja gerade. Aber vor radikalen Abtreibungsgegnern. Als hätte sie nicht alles, was man ihr vorwerfen könnte, selbst durchdacht...

Das Gefühl, Gott zu spielen...

„Ich bin eine Mörderin, das ist so“, sagt sie. Ganz am Ende, fast zum Abschied. Ihr ist diese Zeit vor 13 Jahren noch so nah – das kann nicht nachempfinden, wer es nicht erlebt hat. „Das Schlimmste“, sagt sie, „war das Gefühl, Gott zu spielen. Dass mir keiner die Entscheidung abgenommen hat. Dass ich alleine entscheiden musste, mein Kind umzubringen.“ Ihr Kind als Opfer für ihr eigenes Leben.

„Wenn ich nicht so feige wäre, ich würde mich vor den nächsten Baum knallen“, sagte sie im Jahr eins nach der Abtreibung zu ihrem Mann. Nichts heilte, auch später nicht. Da war nur Verdrängung. Arbeit hat dabei geholfen. Menschen, die sie nicht darauf angesprochen haben – aber zuhörten, wenn es aus ihr rausbrach. Ihre Therapeutin.

Und dass die Katastrophe sie und ihren Mann noch enger zusammen brachte. Dass sie wieder versuchten, ein Kind zu bekommen. Dass sie, nach Hormonbehandlung und vielen Versuchen, wieder schwanger wurde. Und dass sie, nach neun Monaten Angst, einen gesunden Sohn bekam.

Das größte Abenteuer

„Ich hätte es nie verwunden, wenn ich kein Kind gekriegt hätte. Dann käme ich mir erst recht als Killer vor“, sagt Marina Schulte. So ist der Platz zumindest gefüllt. Der Platz den es, nach Marina Schultes Gefühl damals, mit Franziska Marie nicht mehr gegeben hätte.

„Mein Sohn ist das größte Abenteuer in meinem Leben, das spannendste und größte Kapitel und noch nicht vorbei. Ich mache seine Entwicklung mit und durchlebe meine Leben nochmal neu. Es ist so toll – diese ständige Entwicklung.“ Diese Entwicklung, für die sie bei ihrer Tochter keine Perspektive sah.

Marina Schulte, ihr Mann, ihr Sohn – sie führen heute das Leben, das sie sich gewünscht haben.

War ihre Entscheidung damals also gut?

„Im Moment kann ich sagen: Es war richtig. Aber gut? Nein.“